

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 10

Artikel: Wenn Ihnen die Platten von Casals nicht gefallen...
Autor: Herdi, Fritz / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-501235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn Ihnen die Platten von Casals nicht gefallen...



Heiteres von und über Cellisten

Ich kann insofern nicht von einer absolut wolkenlosen Jugendzeit reden, als ich täglich nicht nur die übliche Schule zu besuchen, sondern auch noch auf zwei Instrumenten zu üben hatte. Eine halbe Stunde Klavier. Und eine halbe Stunde Cello. Mindestens. Hinzu kam, daß der Ort, wo ich aufwuchs, zwar rund 90 Wirtschaften, aber keinen Cellolehrer beherbergte, so daß mein schulfreier Mittwochnachmittag für die Bahnfahrt nach und die Stunde in der nächsten größeren Stadt draufging, während meine Schulkameraden auf dem Viehmarktplatz heiße Fußballkämpfe lieferten.

Mein Cello, das mir gut und gern bis zur Achsel reichte, nannten sie eher verächtlich «Großmutter» und «Tränengondel». «Er chunnt nid go gingge zmittag», hieß es schnippsch, «er mues go dGroßmuetter chützle». Das saß.

An den Unterricht erinnere ich mich nicht übertrieben gut. Kleine, banale Episoden und Details blieben wohl haften: Die ersten Uebungen mit dem durch Klebepapier geviertelten Bogen, die Nußgipfel am Bahnhofskiosk, der Tag, an welchem ich die Mappe samt Noten und Stundenhonorar im Zuge liegen ließ (vier Wochen später erhielt ich die Sachen aus Genf zurück; der Finderlohn war aus der erbrochenen Enveloppe gerupft worden), der mehrmalige Woh-

nungswechsel meines ersten Lehrers, wobei es ihn einmal in den ersten Stock über einer Gaststube preichte, so daß der Pädagoge sich im Sommer mitunter eine Schützenwurst und ein kaltes Bier zu Gemüte führte, während ich an den Etuden eines Stutschewsky, eines Klengel, eines Dotzauer herumsäbelte. Und war abends Konzert, so stürzte er sich während meiner Uebungen wohl auch hinterm Paravent in den weißen Brustpanzer und in den Frack, schabte den sprossenden Künzli ins Lavabo, ohne freilich meine klingenden Bemühungen auch nur einen Augenblick aus dem Ohre zu verlieren. Der Unterricht war denn auch hervorragend; zu lachen gab's freilich nicht viel dabei, und den einzigen Wortscherz, den mein erster Lehrer sich leistete, war der, daß er den berühmten Verlag Breitkopf & Härtel stets Schmalkopf und Weichel nannte.

Trotzdem: Es war eine Heidenarbeit, anständig Cello zu spielen, und man konnte mitunter wohl mit dem Geiger Georges Enesco empfinden, der sein Instrument Casals gegenüber einmal seinen «intimen Feind» nannte. Doch langsam tröpfelte erster Erfolg. Man war im Kanti-Orchester, irgendwo im Trio, irgendwo im Quartett, im Liebhaber-Stadtorchester, durfte sich mit 15 Jahren an den Weihnachtskonzerten der Kantonsschule auf dem Seil produzieren, beziehungsweise als namentlich genannter Solist auftreten, und zwei Tage später

konnte man gar eine erste Kritik aus der Zeitung schneiden, in der man vom Rezensenten -mm- mit lobenden Worten bedacht wurde; aus -mm- ist freilich seither der Delegierte des Bundesrates für Arbeitsbeschaffung und für wirtschaftliche Kriegsvorsorge geworden, der keine Schüler-Konzerte mehr bespricht.

Dann kamen Fliegeljahre, Verleider, Berufsausbildung, Mobilmachung, Zeitmangel. Das Cello döste unbenutzt in einer Ecke. Eine Beige verstaubtes Notenmaterial duckte sich gekränkt im Kasten. Nach Jahren erst nahm ich in Zürich einen neuen Anlauf, diesmal beim Zürcher Cellisten Julius Bächli; schließlich aber siegte die berufliche Inanspruchnahme endgültig. Mein Cello fand einen Käufer, nachdem es jahrelang nicht mehr angerührt worden war, und die Erinnerung an meine Cello-Periode wurde blasser und blasser, bis mir vor kurzem eine köstliche, mit hervorragendem Bildmaterial ausge-

stattete Neuerscheinung auf dem Büchermarkte unter die Augen kam: Julius Bächli vom Panton-Verlag herausgegebenes Cellobuch «Von Boccherini bis Casals», wohl die erste umfassende Würdigung des ehemals eher verschupften, durch Casals endgültig zu Weltgeltung gekommenen Cellos, mit rund anderthalb Dutzend instruktiven, knapp gehaltenen Essays über Cellisten und über die Geschichte des Instrumentes.

Ein ernsthaftes Buch, gewiß, aber durchsetzt mit charakteristischen Episoden und Anekdoten in unaufdringlicher Dosierung. Wer den Autor kennt oder gar als Lehrer gehabt hat, der weiß, daß es Bächli bei der Abfassung dieses Werkes ab und zu in der Feder gejuckt haben muß, weil manches aus seinem während Jahrzehnten gesammelten und gestapelten Musik-Anekdotenschatz im Rahmen dieses Buches keinen Platz hatte. Was Bächli zwischen zwei Unterrichtsstunden, während eines Pausenkaffees nur schon von Cellisten zu erzählen wußte, von Popper, von Feuermann, von Kummer, von ... Laßt uns ein bißchen in diesen heiteren Cellisten-Geschichten wühlen!

Kenner fahren
DKW!

Julius Bächli erklärte einem Schüler des langen und breiten den Lagenwechsel am Cello. Der Junge schien seinen Ausführungen und Beispielen mit Interesse zu folgen. Schließlich fragte Bächli: «Hast du jetzt alles kapiert?»

Darauf der Schüler: «Herr Bächli, haben Sie eigentlich eine Karbidlampe oder einen Dynamo an Ihrem Velo?»

Als der glänzende, viel zu früh gestorbene Cellist Emanuel Feuermann (1903–1942) in Zürich weilte, betrat er, wie er selber erzählte, ein Grammophongeschäft, fragte nach Schallplatten von Casals, hörte sich einige an, kaufte aber nichts und erkundigte sich schließlich:

«Haben Sie auch Aufnahmen von Emanuel Feuermann?»

Die Verkäuferin antwortete: «Wenn Ihnen die Platten von Casals nicht gefallen, so gefallen Ihnen auch die Aufnahmen von Feuermann nicht.»

Zu den Witzbolden unter den Cellisten gehört der in Prag zur Welt gekommene David Popper (1843 bis 1913), der nach seiner Tätigkeit als erster Cellist an der Wiener Hofoper und nach jahrelangen Konzertreisen, die ihn weltberühmt machten, schließlich nach Budapest kam, wo er mit Jenő Hubay eine Stütze des berühmten Budapester Streichquartetts wurde. Am Morgen seines Todestages erreichte ihn die Nachricht von seiner Ernennung zum Königlich Ungarischen Hofrat.

Von Hubay gefragt, ob er nicht seinen Namen magyarisieren wolle, antwortete Popper: «Einverstanden, aber es kommt nur «Poprika» in Frage.»

«Sind Sie nicht immer in tausend Aengsten», wurde Popper gefragt, «der Wurm könnte eines Tages in Ihr schönes Stradivari-Cello kommen?» Popper beruhigte: «Die Gefahr ist gering. Aber wenn das Cello schlecht gespielt wird, das ist es, was das Cello wurmt.»

Ein Schüler spielte Poppers grazioses Stück «Elfentanz» mit schwerfälligen Bogenstrichen und mußte sich vom Komponisten sagen lassen: «Wenn Sie meinen Elfentanz so spielen, müssen Sie ihn umtaufen; nennen Sie ihn «In der Sägemühle».

Popper kritisierte die Wiedergabe einer Berceuse: «Das ist noch kein Schlummerlied, bis jetzt ist mir nur der rechte Fuß eingeschlafen.»

Die Pferdeschweifhaare des Cellobogens werden mit Geigenharz, dem Kolophonium, bestrichen. Popper zum schlecht vorbereiteten Schüler: «Mein Lieber, haben Sie Kakophonium am Bogen?»

Popper hatte einen Celloabend zugunsten des Festspielhauses in Bayreuth gegeben und bemühte sich mit dem Ertrag persönlich zu Wagner, der ihn erst empfing, nachdem Popper hatte ausrichten lassen, er bringe Geld. Wagner kam die Trep-

pe herunter und sagte, während er den guten Popper umarmte: «Kommen Sie an mein Herz und hören Sie, wie es vor Freude «poppert!»

Nach einem sehr gut besuchten Celloabend schrieb Popper seinem Impresario, der es mit den Abrechnungen nicht sehr genau nahm:

«Mein lieber Auspreßario, wieviel «Betrug» die Einnahme?»

Zu Poppers Zeit war sein Name auf allen Programmen konzertierender Cellisten zu finden. Und so, wie die Geschichte Karl den Kühnen, Philipp den Schönen hat, so wurde Popper genannt «Der Unvermeidliche».

Janos Starker antwortete auf die Frage, welches Cellokonzert er am liebsten spiele: «Dasjenige von Brahms – wenn er eines komponiert hätte.»

Ein junger Komponist brachte einem renommierten Cellisten ein Cellokonzert zwecks Begutachtung und nahm mit gemischten Gefühlen dessen Urteil entgegen: «Ihr Cellokonzert ist vielleicht ganz gut, aber es eignet sich nicht für eine Uraufführung.»

Ein begüterter Laien-Dirigent hatte es einfädeln können, daß er ein vom Rundfunk übertragenes Konzert der Wiener Philharmoniker dirigieren durfte. Während der Generalprobe bat er die Musiker, beim Konzert ihr Bestes zu geben: voraussichtlich werde seine Mutter, die sich zwischen Afrika und Europa auf hoher See befinde, das Konzert am Radio verfolgen.

Als es dann während des Konzertes zum ersten Reifall kam, meckerte der bissige Cellist Friedrich Buxbaum (1869–1948): «Mütterchen übergibt sich schon.»

Den Berliner Cellisten Heinrich Grünfeld hat weniger sein Spiel als sein Mundwerk berühmt gemacht. Er sagte von sich selber:

«Wenn ein Böhme geboren wird, legt man auf eine Seite der Wiege ein Geldstück, auf die andere eine Geige. Greift er nach der Geige, so wird er ein großer Musiker. Greift er nach dem Geldstück, so wird er ein Gauner. Ich persönlich soll nach beiden Seiten gegriffen haben.»

Nach einem Celloabend kam ein reicher Zuhörer zum Solisten Grünfeld und fragte ergriffen: «Sie spielen so herrlich, sind Sie bereit, an meiner Beerdigung zu spielen?» Darauf Grünfeld sanft: «Aber sehr gern, was wollen Sie denn hören?» Zur Mutter eines untalentierten

Sprösslings sagte er: «Ich kann Ihrem Sohne keine Stunden mehr geben. Man müßte ihm nicht Stunden, sondern Monate geben, und dazu fehlt mir die Zeit.»

Grünfeld über die ehemals beliebten Gartenkonzerte: «Saust man in die vierte Lage, um ein Fis zu greifen, so sitzt dort schon ein Schmetterling.»

Bei einem Privatanlaß spielte Grünfeld zu Ehren des anwesenden Komponisten Max Bruch dessen auf einer alten hebräischen Melodie basierendes Kol-Nidre. Bruch hierauf gönnerhaft: «Sehr hübsch, Herr Grünfeld, aber ein bißchen zu langsam.» Darauf Grünfeld: «Unter uns gesagt, lieber Herr Bruch: das Kol-Nidre habe ich schon gespielt, als Sie es noch gar nicht komponiert hatten.»

In der Berliner Umgangssprache heißt das Cello «Schello». Ein renommierter Berliner Cellist traf auf der Straße einen Rezensenten, der sein letztes Konzert hämisch verrissen hatte. Er pappte dem Kritiker wie weiland die Käthe Dorsch dem Wiener Kritiker Hans Weigel eine saftige Maulschelle ins Gesicht und hieß fortan in seiner Vaterstadt nur noch der «Maulschellist».

Bei einer Cello-Vortragsübung am Wiener Konservatorium wurden schwierige Stücke der Komponisten und Cellisten Kummer, Servais und Dotzauer verlangt. Der damalige Direktor Hellmesberger, von dem auch das giftige Bonmot über den noch giftigeren Kritikerpapst Hanslick stammt: «Hanslick fuhr leberleidend nach Karlsbad und kam leider lebend wieder zurück» – äußerte sich über die Leistungen der jungen Künstler: «Wenn die jungen Künstler Kummer spielen, tut's mir särr weh (Servais), spieln's Servais, macht's mir Kummer, und

all das weiter anzuhören ist eine Dotzauerei.»

Der Vater des verstorbenen Dichters Hemingway wollte aus dem Sohne einen Arzt machen, die Mutter, Solistin im Kirchenchor, hätte ihn gern als Cellisten gesehen. Hemingway in einem Interview 1958: «Ach, das Cello. Niemand auf der Welt spielte es schlechter als ich. Immerhin sind mir beim verhaßten Etüdenüben die ersten schriftstellerischen Gedanken gekommen.»

Als das Joachim-Quartett mit dem Cellisten Robert Hausmann erstmals in Wien auftrat, stellte das punkto Cellisten verwöhnte Publikum fest: «Die Hausmannskost ist ja ganz gut, aber wir sind an Hummer gewöhnt.»

Im einleitenden Rezitativ zu Agathens nächtlicher Arie «Leise, leise, fromme Weise» in Webers Oper «Freischütz» gibt es eine Stelle, wo das Cello mit dem Kontrabaß in Oktaven abwärts steigt. In der Dresdener Hofkapelle spielte der Cellist Friedrich Kummer (1797 bis 1879), der seine Stelle in der Cellistengruppe Carl Maria von Weber verdankte, diese Passage auf dem Cello, sein Freund Liebe den Kontrabaßpart. Kann es Zufall sein, daß der Text zu dieser Stelle in Webers Oper lautet: «Ja – Liebe pflegt mit Kummer stets Hand in Hand zu gehn?»

Der Cellist Hugo Becker (1864 bis 1941) begründete in seiner Berliner Zeit das Trio mit dem Geiger Flesch und dem Pianisten Schnabel. So hervorragend die drei beim Spiel übereinstimmten, so wenig hatte die völkerverbindende Musik die Triokollegen im Privatleben in herzlicher Freundschaft verbinden können. Auf Tournee reiste Schnabel immer I. Klasse, Flesch (im gleichen Zuge) II. Klasse, der sparsame Becker aber III. Klasse, und diese Abstufung galt auch in bezug auf die Hotels, in denen sie logierten.

Pablo Casals' Laufbahn als Virtuose begann 1899 in Paris. Dazumal pflegten sich die Virtuosen mit langer Mähne dem Publikum zu präsentieren. Zum Entsetzen gewisser amerikanischer Konzertagenten war der junge Casals schon kahl, und ein Impresario sagte zu Casals, er sei bereit, die Honorare zu verdoppeln, wenn er einwillige, bei den Konzerten eine Perücke zu tragen.



Vollkornbrot
in dünnen Scheiben
mit Tilsiter
zwischen
wird der Arzt
mir dann verschreiben,
wenn ich blass
und müde bin.



Tilsiter

Drum gehört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

